Soziales Fieber.

Metaphern und Modelle des Gerüchts

Hans-Joachim Neubauer

Wenn vom Gerücht die Rede ist, schlägt die Stunde der Metaphern. »Fama volat«, sagten die Römer, und allzu genau kannten sie Gesicht und Charakter jener fliegenden Gottheit, einer Allegorie der informellen, flüchtigen und zugleich mächtigen Rede. In einer Gesellschaft, die so stark auf die öffentliche Ordnung und die Macht der Rede setzte wie Rom, war Fama der Schrecken schlechthin: proteisch, schnell, unbeweisbar und mächtig. Bis heute hat sich nichts daran geändert, dass Gerüchte Angst und Entsetzen verbreiten, selten Hoffnung, nie Sicherheit. Ihre Folgen lassen sich schwer einschätzen. Fest steht allein: Fama ist gefährlich, und wahrscheinlich hat es kaum ein Pogrom gegeben, ohne dass Gerüchte mit im Spiel waren. Vielleicht benutzt auch unsere Zeit deshalb Metaphern, wenn sie vom Gerücht handelt. Die beliebteste ist die vom Virus.

Gerüchte ›grassieren‹ und ›breiten sich aus‹, sie sind ›endemisch‹ oder ›virulent‹, ›ansteckend‹ und ›aggressiv‹, sie ›kommen‹, ›gehen‹, ›springen über‹; wie eine Seuche können auch sie ›bekämpft‹, ›eingedämmt‹ und ›besiegt‹ werden. Das klingt plausibel, auch wenn vieles daran falsch ist. Denn die Grundannahme stimmt nicht: Das Gerücht ist kein Virus, und es ist auch keine Spezialform von pseudoszientifischen ›Memen‹, die von ihren Verfechtern wie Richard Dawkins tatsächlich als lebende Strukturen – und zwar nicht nur im metaphorischen Sinne – betrachtet werden. Das Gerücht ist kein Getier, sondern eine besondere Form des Sprechens.

Das Wort ›Gerücht‹ hat etwas Paradoxes. Es meint immer zugleich eine Botschaft und ihr Medium, das Hörensagen.[1] Deswegen

1 | Mein Text folgt, zum Teil paraphrasierend, meinem Buch *Fama. Eine Geschichte des Gerüchts*, Berlin: Berlin Verlag 1998.

wohl ist das metaphorische Sprechen zu einer der wichtigen kulturellen Praktiken im Umgang mit diesem Phänomen der informellen Kommunikation geworden. Anders als in Bildern lässt sich die widersprüchliche Erscheinung schwer beschreiben. So hat das Bild vom ›Virus des Gerüchts‹ Vorläufer und Verwandte.

Eine von ihnen erscheint zum ersten Mal in Afrika. Der Asylsuchende und Kriegsflüchtling Aeneas kommt aus der zerstörten Stadt Troja nach Nordafrika und verliebt sich in die Prinzessin Dido. Und die sich in ihn. Doch diese Verbindung ist eine verbotene. Schon aus Gründen der mythischen Poetik muss Vergil, der diese Geschichte erzählt, Aeneas und Dido trennen. Schließlich hat der Trojaner Aeneas noch eine wichtigere Aufgabe als die Liebe vor sich; immerhin soll er Rom gründen. Also schickt Vergil Fama vor, damit sie die Liebe verrate und zerstöre:

> Allsogleich geht Fama durch Lybiens mächtige Städte.
> Fama, ein Übel, geschwinder im Lauf als irgend ein andres,
> ist durch Beweglichkeit stark, erwirbt sich Kräfte im Gehen,
> klein zunächst aus Furcht, dann wächst sie schnell in die Lüfte,
> schreitet am Boden einher und birgt ihr Haupt zwischen Wolken.
> […] schnell zu Fuß mit hurtigen Flügeln, ist sie ein Scheusal,
> greulich und groß; so viele Federn ihr wachsen am Leibe,
> so viele wachsame Augen sind drunter – Wunder zu sagen –,
> Zungen und tönende Münder so viel und lauschende Ohren.
> Nächtens fliegt sie, mitten von Himmel und Erde, durchs Dunkel
> schwirrend, schließt niemals zu süßem Schlummer die Augen.[2]

Fama, eine direkte metaphorische Vorfahrin des Virus, kommt aus dem Verborgenen, ist mobil, dynamisch und entfaltet ihre gefährliche Macht, wenn sie unbeobachtet ist. Sie wächst schnell, verändert Größe und Gestalt, ist proteisch. Darin zeigen sich die Paradoxien des Gerüchts, dessen einzelne Stimme klein und unbedeutend, dessen gesamte Erscheinung aber höchst gefährlich ist. Fama ist ein Ungeheuer, eine »scheußliche Göttin«, wie Vergil sagt, ein Monstrum. In seiner einheitlichen Gestalt verkörpert es die schreckliche, Unheil bringende Nachricht, mit seinen heterogenen Attributen hingegen steht es für deren Medium, das Hörensagen, an dem viele beteiligt sind – und für das doch niemand die Verantwortung trägt. Und dieses Ungeheuer nun schlägt zu und verkündet »froh, was geschah, und

2 | Vergil: Aeneis. Lateinisch-Deutsch, zusammen mit Maria Götte hg. und übers. von Johannes Götte, München: Artemis 1970, Buch IV, Vers 173 ff., dort auch die im Folgenden zitierten Stellen.

erfand, was nimmer geschehen«. Fama ist die Botschaft und das Medium, ein Instrument des göttlichen Fatums.

1. Peripherie und Zentrum

Seit Vergils Zeiten hat Fama eine erstaunliche Karriere hinter sich gebracht: Außer dem Gerücht verkörperte sie auch den Ruf, die Nachrede – im Guten wie im Schlechten. Auf den Einhanddrucken der Frühen Neuzeit erscheint sie, mit Augen und Mündern auf dem Leib, als gezeichnete Mahnung an alle; im Barock trägt sie zwei Trompeten bei sich, eine dunkle und eine helle, für gute und für schlechte Nachricht, und wie ein Orakel des Sozialen erhebt sie ihre zweifelhafte, schwer zu widerlegende Stimme in der Literatur von Autoren wie Kleist, Gogol, Raabe oder Jurek Becker.

Aber nicht nur Künstler und Literaten benutzen Metaphern, wenn sie vom Gerücht sprechen, sondern auch Wissenschaftler. Dann erscheint Fama als eine ontologische Größe, als ein aktives Wesen, das läuft, kündet, lügt, sich verbreitet, ansteckt. So beschreibt ein russischer Soziologe 1928 drei Typen von Gerüchten: »die finsteren, Unheil verkündenden, geheimen« haben »einen herankriechenden Charakter« und sind »sehr langsam« und »gefährlich«; andere verbreiten sich »sehr ungestüm«, sind »besonders stark gefärbt und führen oft zu öffentlichen Erschütterungen«; die »Tauchgerüchte« schließlich verschwinden sporadisch von der »Oberfläche des öffentlichen Lebens«, kehren aber dorthin zurück.[3] Ob sie also kriechen, eilen oder tauchen: Irgendwie gleichen Gerüchte immer wieder einem lebendigen Geschöpf – und zwar einem sehr gefährlichen.

Was sie zum Risiko macht, ist das, was der russische Soziologe als »Steigerung der Emotionen« bezeichnet, die »mit dem Gerücht verbunden sind, wenn man sich gegenseitig ansteckt«. Ein ähnliches soziales Fieber konstatieren auch Wissenschaftler aus der westlichen, kapitalistischen Hemisphäre, als sie in den 40er Jahren des vergangenen Jahrhunderts Fama den Kampf ansagen. Im Frühjahr 1942 beginnen nordamerikanische Psychologen, Verwaltungsangestellte, Polizisten und Geheimdienstler damit, das Gerede der Leute in wöchentlichen Zeitungskolumnen über kurrente Kriegsgerüchte zu entschärfen. Diese publizistischen Aktionen firmieren unter dem Titel *rumor clinic*. Der Blick, den man schon in den 40er Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts auf Fama wirft, ist ein medizinischer; er kommt

3 | L.A. Bysow: Gerüchte, in: Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie 7 (1928), S. 301-308 u. S. 416-426, hier S. 421; die folgenden Zitate ebd.

aus einem Zentrum und fällt auf ein Phänomen an der Peripherie. Den *rumor doctors* erscheint das Gerücht als eine Krankheit am Körper der nationalen Kommunikation.

Die Arbeit einer *clinic* verläuft in drei Schritten: Anamnese, Diagnose, Therapie. Zunächst spüren so genannte *rumor wardens*, Gerüchtewarte, relevante Gerüchte auf. Sie bilden eine Art Netzwerk des Lauschens auf Fama. In Boston, wo die erste *clinic* eingerichtet wird, hat man 200 Kneipenwirte gefunden, die aufschreiben, was sich ihre Gäste so erzählen. Spezielle Fragebögen und Listen helfen, den flüchtigen Worten Gestalt zu geben; der schriftliche Text wird den Doktoren in der *clinic* zugesandt. Nun stellen die Profis die Diagnose, verwerfen, was unwichtig, erwählen, was analysierbar ist. »Wenn das Gerücht im Wesentlichen ebenso wahr wie gefährlich ist«, heißt es in einem einschlägigen Ratgeber, »sollte es am besten nicht noch weiter verbreitet werden.«[4] Ansonsten aber kann die Therapie beginnen, die im Wesentlichen in der textkritischen Interpretation eines Gerüchtetexts besteht. Welche Probleme erzeugt etwa ein Gerücht über drohende Rationalisierungen? Warum erzählt man sich Schlüpfriges über weibliche Mitglieder der Streitkräfte? Welche Konsequenzen haben stigmatisierende Geschichten über jüdische oder afroamerikanische Soldaten?

Wenn man die *clinics* aus dem Abstand von sechs Jahrzehnten liest, staunt man über die Akribie, mit der sich hier Spezialisten aus verschiedensten Disziplinen als Pragmatiker der Aufklärung beweisen. Der Erfolg ihrer Mühen lässt sich schon damals nicht bestimmen. Doch die als Kampf gegen das ›Gerüchtevirus‹ unter Zivilisten wie Militärs begriffene rhetorische Großaktion bedeutet nur den Auftakt zu einer größeren, durchaus technokratischen Anstrengung. Für die Zeit nach dem Krieg nämlich nimmt man sich vor, den Sumpf der informellen Kommunikation trocken zu legen: »Die Bedrohung durch das Gerücht wird nicht vorbei sein, wenn die Waffen schweigen«,[5] schreibt einer der Chefstreiter gegen Fama. Der Krieg ist das Labor der Manipulateure.

In den Jahren danach erlebt die empirische Gerüchteforschung ihre große Zeit als Teildisziplin der psychologischen Kriegsführung. In ihren Experimenten mit Kindern, Soldaten und anderen Bürgern schafft sie die Basis für die bekannten *rumor centers*. In zahlreichen Städten der USA erhalten diese Telefonzentralen dann die Aufgabe,

4 | Standards for Agencies Working on the Prevention and Control of Wartime Rumor, in: Gordon W. Allport/Leo Postman, The Psychology of Rumor (1947), New York: Holt and Company 1965, S. 233-239, hier S. 235.

5 | Robert H. Knapp: A Psychology of Rumor, in: The Public Opinion Quarterly 8 (1944), S. 22-37, hier S. 37.

das ›Virus‹ des Gerüchts auszurotten, das sich als ein treuer und gefährlicher Begleiter der Rassenunruhen erwiesen hat.

Auf Einladung des US-amerikanischen Justizministeriums treffen sich im Jahr 1968 mehr als hundert Leiter und Vertreter nordamerikanischer Gerüchtebekämpfer in Chicago. Sie diskutieren über den Sinn und Wert eines professionalisierten und koordinierten Vorgehens gegen Gerüchte. Mehr als 65 Prozent aller ziviler Unruhen, die das Land erschüttern, so berichten Gemeindevertreter, seien durch Gerüchte hervorgerufen oder verschlimmert worden. In manchen Orten wie Tampa oder New Haven waren Gerüchte der Funke, der die Unruhen auslöste, in Städten wie Chicago oder Newark behinderte Fama die Arbeit von Polizei und Behörden im Kampf gegen die Ausschreitungen. In dieser Situation einer landesweiten Krise der öffentlichen Ordnung formulieren die aus allen Teilen des Landes angereisten Vertreter der Praxis die Grundlagen für die Einrichtung von *rumor centrals*, *rumor phones* oder *rumor centers*. Darunter sind nicht etwa Institute zur Verbreitung von Gerüchten zu verstehen, sondern Büros, deren Aufgabe es ist, »Gerüchte, die zu zivilen Unruhen führen könnten, zu sammeln, auszuwerten und zu bekämpfen.«[6]

Zum Kampf gegen Fama gehört nicht viel: einige Mitarbeiter, ein Büro für drei bis sechs Telefonkräfte, eine entsprechende Anzahl von Telefonen – »wenn möglich mit Signallämpchen« –, zwei zusätzliche Telefonleitungen für die Rechercheure und das übliche Drumherum: »Stifte, Tische, Stühle, Tafeln, Werkzeug, Snacks und Getränke für die Mannschaften«.[7] Lassen sich so Rassenkrawalle eindämmen? Kann man so Flug und Fluch der Fama stoppen?

Auch der beste Imbiss kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Gerüchtekrieger der 60er und 70er Jahre nicht wissen, ob ihre Arbeit Erfolg hat. Was man hingegen weiß, ist, dass die *centers* vor allem von weißen Vorstadtbewohnern kontaktiert wurden, die sich vor dem Ansturm marodierender Sozialprotestierer fürchteten. Und man weiß auch, dass gerade jene Institutionen, die sich als ›immun‹ gegen Gerüchte betrachten, oft als erste ›infiziert‹ werden. Während die Leute auf den Straßen auf das reagieren, was sie sehen und hören, auf den Augenschein und die Wirklichkeit von Zuruf und Hörensagen, laufen in den *centers* die Drähte heiß. Drinnen werden Gerüchte entschärft, während schon die Bilder von brennenden Straßenzügen über die Monitore flimmern.

Vielleicht zeigen ja die aufwendig inszenierten Gerüchte-Büros

6 | Standards and Guidelines for Rumor Control Centers, in: Ralph L. Rosnow/Gary Alan Fine, Rumor and Gossip. The Social Psychology of Hearsay, New York, Oxford, Amsterdam: Elsevier 1976, S. 131-141, hier S. 134.

7 | Ebd., S. 136.

inmitten der brennenden Städte auch das Scheitern eines Versuchs, ein vermutetes Zentrum gegen den Angriff der Peripherie zu schützen. Die Fliehkräfte einer sich desintegrierenden Gesellschaft jedenfalls ließen sich mit Stiften, Tafeln und Kontroll-Lämpchen nicht begrenzen. Und während Fama weiter an der Peripherie wucherte, wurde deutlich, dass die Mitte der Gesellschaft nicht mehr existierte; auch das Zentrum war nicht mehr als ein Gerücht.

2. Fama, ein Virus?

Wie die Götter und Chimären zur Antike, so passen, als ihre metaphorischen Nachfahren, die Viren zu unserer Zeit. Virale Modelle, die streng wissenschaftlich wirken oder es zumindest sollen, beherrschen das aktuelle Denken. Das Virus ist zum Muster der Interaktionskatastrophen zwischen Computern geworden.[8] Ebenso ließe sich davon sprechen, dass das Computervirus eine oder die aktuelle Form der Fama ist: Botschaft und Medium zugleich, ansteckend und dynamisch, mobil und von einer hoch irrationalen Rationalität gesteuert.

Der metaphorische Themenkreis von Ansteckung, Epidemie, Erreger im Zusammenhang der Rede vom Gerücht besteht seit langem. Zahlreiche literarische Beispiele zeigen, dass Gerüchte als Fieber, Krankheit, Seuche verstanden werden.[9] Das liegt an ihrer Geschwindigkeit und an ihrer suggestiven Kraft. Gerüchte und Seuchen gleichen sich in der Art und Weise ihrer Ausbreitung über den direkten Kontakt. Das Hörensagen jedenfalls beruht auf der gleichzeitigen Anwesenheit von Sprecher und Hörer. Medien wie Telefon, Radio und auch das Internet ergänzen oder ersetzen diese Nähe.

In unserer Zeit gibt es kein plastischeres Bild für die Ausbreitung des Gerüchts als das der Seuche. Medizinische Epidemien finden ihre Träger und dehnen sich aus, bis sie in sich zusammenfallen. Analog dazu gibt es, wenn alle alles wissen, keinen Grund mehr, das Gehörte weiterzugeben; auch kommunikative Epidemien kollabieren.

Die Epidemiologie ist auch eine Wissenschaft der Zahlen. Rein mathematisch betrachtet, spielt es keine Rolle, ob man Gerüchte oder Viren kalkuliert: »Die Formel kümmert es nicht«, erklärte mir ein Mathematiker. Aus seiner Sicht waren drei Szenarien für die Ausbreitung von Gerüchten denkbar:

Erstens: Das Gerücht steigt von Anfang an in seiner Ausbreitung, erreicht letztendlich die ganze Population. Zweitens: Das Gerücht steigt erst, erreicht dann ein lokales Maximum –

8 | Vgl. dazu den Beitrag von Hilmar Schmundt in diesem Band.

9 | Vgl. H.-J. Neubauer: Fama, S. 134 ff.

das dann allerdings auch das globale Maximum wäre – und fällt in seiner Ausbreitung dann gegen Null. Oder das Gerücht hat halt von Anfang an überhaupt keine Chance und fällt von Anfang an gegen Null.[10]

Wie Seuchen breiten sich also Gerüchte ganz aus – oder ›sterben‹ sofort; Epidemien mittlerer Größe sind relativ unwahrscheinlich. Mathematiker nennen das »birth and death process«. Bei einer genaueren Inspektion seiner Gleichungen jedoch kam mein mathematischer Gewährsmann zu der Feststellung, dass ein Gerücht sich sogar unkalkulierbar, also chaotisch verhalten kann: »Es ist letztendlich nicht vorhersehbar, wie es sich am nächsten oder übernächsten Tag oder in einem Jahr verhalten wird«, resümierte der Fachmann, »obwohl die Mathematik eigentlich alles gut im Griff hat.«[11] Fama ist schwierig zu berechnen.

Dennoch hat das mathematisch-medizinische Modell für die Verbreitung von Gerüchten etwas Verführerisches; richtig ist es deswegen noch lange nicht. Verschiedene Elemente machen die Metapher vom Gerüchte-Virus aus: erstens der Erreger, also die relevante und zugleich unbewiesene Kunde von einem tatsächlichen oder imaginierten Geschehen; zweitens ein primär Infizierter, also der Zeuge; und schließlich eine bestimmte Population, die den Erreger aufnimmt und weiterträgt. Genau darin aber liegen wohl die Ursachen für die Schwächen dieses funktionalistischen Modells: Die beteiligten Personen erscheinen als bloße ›blackboxes‹, als automatisch reagierende Faktoren ohne Bewusstsein ihrer Lage, als Agenten ohne Subjektivität. Damit aber dreht das Modell ›Virus‹ die Wirklichkeit um. Denn tatsächlich ist nicht das Gerücht aktiv, sondern allein die, die es kommunizieren.

Bleibt also die Suche nach anderen Modellen, vielleicht nach anderen Metaphern; denn offenbar genügt es nicht, Gerüchte zu vermessen und zu klassifizieren, wie es die sozialwissenschaftliche Gerüchteforschung seit gut hundert Jahren versucht. Gerüchte sind wohl etwas ganz Anderes als ein Ersatz für Informationen, mehr als nur ein Ventil für soziale Spannungen, wie immer wieder suggeriert wird. Nur in seltenen Fällen wie gezielten Intrigen ist das Gerücht eine individuelle Kreation. In der Regel kann man es wohl als eine kollektive Schöpfung betrachten. Beteiligt sind immer viele. Die Gerüchte, die diese vielen schaffen, konstruieren symbolische Wirklichkeiten. Wie Träume arbeiten Gerüchte mit metonymischen Verschiebungen

10 | Harald Günzel in meiner Radiosendung »Das unsichtbare Wild. Die Jagd der Wissenschaft auf das Gerücht«, Radio Bremen, Regie: Christiane Ohaus, Redaktion: Jörg Dieter Kogel, Erstsendung am 5.3.1998.

11 | Ebd.

und metaphorischen Verdichtungen. Sie drücken aus, was sich anders nicht formulieren lässt, meist Hass, Angst oder Schrecken. Oft sind sie nicht weniger als ein kollektives Phantasma, als der Traum der Gesellschaft von ihrem Gegenüber. Wie Träume, wie Texte, so lassen sich auch Gerüchte deuten.

Das Hörensagen erschöpft sich nicht in einer Information und ihrer allmählichen Veränderung in der Stillen Post, nicht im Zusammenspiel von einem System, dem ›Körper‹ der Gesellschaft, und einem Ereignis, dem ›Virus‹. Gerüchte sind interpretierende Ereignisse; ihr Modus ist der Konjunktiv. Sie lassen sich nicht begreifen, wenn man ignoriert, wie sie aufgebaut sind, wie sie funktionieren. Genau genommen handelt jedes Gerücht von einem Gerücht: Immer findet sich eine einführende Wendung, ein ›Ich habe gehört‹, ein ›In der Stadt erzählt man sich‹, ein ›Man sagt‹. Von diesem Signal abhängig ist der Inhalt der Fama, ihr Plot, die ›eigentliche‹ Nachricht. Wer ein Gerücht weitergibt, weiß oder ahnt, was er tut, denn er bestätigt und wiederholt die Muster, mit denen es zu ihm kam. Der Agent eines Gerüchts ist nicht der Zeuge eines Geschehens, sondern eines Geredes. Das Gerücht bietet ihm die Chance, an einem brisanten, skandalösen oder anders bedeutsamem Ereignis teilzuhaben, zu kommunizieren, ohne für Wahrheit oder Falschheit des Gesagten einstehen zu müssen.

Und so erfahren die Zeugen des Geredes das Hörensagen nicht nur als eine wild erzählten Ersatz für fehlende Informationen. Sie begreifen sich selbst als konspirierende Teilnehmer an einer kollektiven rhetorischen Operation. In Wahrheit kommt die Nachricht der Fama nicht aus einem diffusen Außen, sondern von innen, aus dem Subjekt der Kommunikation. Darin liegen die Grenzen der viralen Metapher. Gerüchte sind projektiv und figurativ, skandalös und plausibel zugleich. Jeder, der Fama begegnet, spürt die Dynamik ihrer Ausdehnung; die meisten Gerüchte vernimmt man mehrmals. Fama funktioniert nicht linear; ihre graphische Entsprechung ist weder die Kette noch das Netz, sondern eine Kurve, die einen Punkt in immer neuen Windungen umkreist: die Spirale. Sie hat keinen definierbaren Anfang und kein kalkulierbares Ende, keinen Ursprung und kein Ziel.

Den exakten Wissenschaften bleibt das Gerücht ein Problem; in der Wirklichkeit folgt es weiter seiner banalen Logik der Ausbreitung. »Es ist«, heißt es in Wilhelm Raabes Roman *Horacker*, »der fliegende lichtbeschienene Schaum der Oberfläche; es ist die unbewegte schwarze Tiefe.«[12] Und ohne Ende provoziert es Metaphern.

12 | Wilhelm Raabe: Horacker, mit einem Nachwort von Wolfgang Preisendanz, Stuttgart: Reclam 1980, S. 57.

Literatur

Allport, Gordon W./Postman, Leo: The Psychology of Rumor (1947), New York: Holt and Company 1965.

Bysow, L.A.: Gerüchte, in: Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie 7 (1928), S. 301-308 u. S. 416-426.

Knapp, Robert H.: A Psychology of Rumor, in: The Public Opinion Quarterly 8 (1944), S. 22-37.

Neubauer, Hans-Joachim: Fama. Eine Geschichte des Gerüchts, Berlin: Berlin Verlag 1998.

Raabe, Wilhelm: Horacker, mit einem Nachwort von Wolfgang Preisendanz, Stuttgart: Reclam 1980.

Rosnow, Ralph L./Fine, Gary Alan: Rumor and Gossip. The Social Psychology of Hearsay, New York, Oxford, Amsterdam: Elsevier 1976.

Vergil: Aeneis. Lateinisch-Deutsch, zusammen mit Maria Götte hg. und übers. von Johannes Götte, München: Artemis 1970.